

Frauenstimme

Nr. 20 + 42. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

1. Oktober 1925

Frauen und Gemeindewahlen.

„Reaktionäre und Philister haben lange Zeit den Frauen jede Anteilnahme am politischen Leben zu wehren gesucht. Warnungstafeln mit der weithin leuchtenden Aufschrift: „Die Frau gehört ins Haus!“, „Das Haus ist die Welt der Frau!“ waren bestimmt, Borwichtige abzuschrecken. Vereinsgesellschaftliche Bestimmungen mannigfacher Art bildeten das Gitter, das den Zustrom der Frauen zur politischen Betätigung vollends hindern sollte. Aber größer und größer wurde die Zahl der Frauen, die, der Gitter und Warnungstafeln nicht achtend, sich Zutritt verschafften zu dem verbotenen Terrain. Bei ihrem machtvollen Ansturm zerbrachen die verrosteten Gitter wie morsches Holz.“

Mit diesen Sätzen leitete Luise Ziegler ihre Broschüre „Die Frau im politischen Kampf“ (1912) ein. Die Republik gab den deutschen Frauen die vollen Staatsbürgerrechte. Sind sie sich aber auch ihrer ersten Staatsbürgerpflichten bewußt? Nehmen sie Stellung zu den Fragen des öffentlichen Lebens?

Die politisch geschulten Frauen meinten immer, das Kommunalwahlrecht würde das erste sein, das man uns freigebe. Sie gingen dabei von dem Gesichtspunkt aus, daß alle Zweige der Gemeindegewalt tief eingreifen in das Leben des einzelnen, und daß hier auf allen Gebieten den Frauen ein gewaltiges Tätigkeitsfeld erschlossen werden könnte.

Schon auf dem Mannheimer Parteitag wurden von den Genossinnen Anträge für Einrichtung städtischer Krippen, Kindergärten und Horten eingebracht. Eingehender beschäftigte sich die sozialdemokratische Frauentagung in Bremen 1907 mit diesen Fragen. Auf der Frauentagung in Jena 1911 stand im Mittelpunkt der Verhandlungen ein Referat über „Die Frau in der Gemeindepolitik“.

Unter großen Schwierigkeiten gelang es, Frauen als Armen- und Waisenspielerinnen in die Kommissionen zu wählen. Wer denkt heute nach an den Widerstand der Männer. Die beliebtesten Nachsitzungen bei Bier usw. kamen durch die Mitarbeit der Frauen in Gefahr. Ganze Kommissionen legten aus Protest ihre Ämter nieder.

Wie groß war das Geschrei, als Genossin Ottilie Gerndt als erste Armenvorsteherin in Berlin gewählt wurde. Später gewöhnten sich die Herren der Schöpfung daran, sie als Vorsitzende der Armenkreisversammlungen zu respektieren. Mit wieviel Hohn und Spott wurden die wenigen tätigen Frauen überschüttet!

Das Blättchen wendete sich aber mit dem Tag der Gleichberechtigung der Frauen. Jetzt erkannten die bisherigen Gegner sehr schnell den großen Wahlfaktor und setzten alles daran, die Frauen für ihre Parteizwecke einzufangen. Für uns gilt es nun, die Aufklärung in die weitesten Kreise der Frauen zu tragen und ihnen zu zeigen, wer allein ihre Interessen vertritt.

Ein Wahlausruf der Demokraten spricht davon, daß alle Frauen darin einig sind, ihren Einfluß in der Kommunalverwaltung zu stärken. Der Ausruf fordert die Beteiligung der Frauen in allen Zweigen der Verwaltung: An führender Stelle sowohl in der Zentrale, wie in den Bezirken, namentlich auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege. Diese Forderung vertritt die Sozialdemokratie und hat dieselbe seit Jahren in die Tat umgesetzt. Wir hoffen, daß die Demokraten in der neuen Stadtverordnetenversammlung zu ihren Worten stehen werden.

Die Stadtverordnetenwahlen sind eminent politische Wahlen. Die großen Fragen der Politik wirken sich praktisch in der Gemeinde aus. Siehe Zollpolitik und Finanzausgleich. Die Fraktionen der Stadtverordnetenversammlung arbeiten nach

dem Kommunalprogramm ihrer politischen Parteien, die im Reichs- und Landtag die Gesetze schmieden. Es sind immer dieselben Faktoren am Werke.

Die Wahlen am 25. Oktober geben der Berliner Bevölkerung Gelegenheit, ihre politische Reife zu betätigen. Sind es doch die ersten Wahlen, die ein Urteil über den Zolltarif fällen werden. Bieten sie doch Anlaß, den Nationalen die richtige Antwort auf ihren Aufwertungsschwindel zu geben.

Wie viele Kleinrentnerinnen haben sich nicht von den Versprechungen anlässlich der Präsidentenwahl ein besseres Leben erhofft. Nun haben wir zwar den „Ketter“, doch spürt das Volk keine Errettung. Seine Wahlmacher sind wortbrüchig geworden. Die arme Witwe und der hilflose Greis können weiter darben. Der arbeitenden Bevölkerung werden zugunsten der Großgrundbesitzer und Großindustriellen Lebensmittel und Bedarfsartikel durch die Zölle um 20 Proz. verteuert!

Wie Hohn klingt uns das Wort „Preissabbau“ entgegen. Diesbezüglichen, taum ernst gemeinten Versprechungen des Reichskanzlers für den 1. Oktober sehen die kapitalistischen Kreise ein glattes „Nein“ entgegen. Die Löhne der Arbeiter liegen jetzt schon 40 Proz. unter dem Preisniveau. Mütter, denkt daran, daß ihr euren schwächlichen Kindern in Zukunft den Tisch noch länglicher bestellen werdet!

Wie eine Verhöhnung der armen Bevölkerung erscheint es, wenn jetzt, nach Annahme des Zolltarifs, die Deutschnationalen die Anfrage an den Magistrat richten, was er gegen die Lebensmittelteuerung zu tun gedenkt. Auf die Antwort, daß durch städtischen Verkauf regulierend auf die Fleischpreise eingewirkt werden soll, erhoben sie Protest. Der freie Handel darf nicht geschädigt werden. Wahlmanöver!

Das Wohnungselend hat sich noch immer nicht gebessert. Tausende Familien finden kein Unterkommen. Die elenden Böden, in denen die Menschen zusammengepfercht werden, sind Brutstätten der Volkspesten. Die großen Mittel, die zur Bekämpfung der Tuberkulose angewendet werden, sind zum großen Teil zwecklos vertan, wenn nicht die Ansteckungsgefahr, die in den ungesunden, überfüllten Wohnungen liegt, beseitigt wird. Die moralischen Gefahren für Kinder und die Uebertragung von Geschlechtskrankheiten sind ein besonders trauriges Kapitel.

Der Ausbau der Gesundheitsfürsorge ist um so notwendiger, je schlechter die wirtschaftlichen Verhältnisse sind und die Widerstandsfähigkeit der Bevölkerung nachläßt. Dem energischen Kampf unserer Vertreter in der Gesundheitsdeputation ist es zu danken, daß die Vorschusszahlungen bei Aufnahme in den Krankenhäusern beseitigt wurden. Ferner, daß der Pflegesatz bei Kindern mit Infektions- und Geschlechtskrankheiten auf zwei Mark festgesetzt wurde. Einen sozialen Fortschritt bedeutet es, wenn auf unseren Antrag für den Säugling die ersten vierzehn Tage kein Pflegegeld erhoben wird. Vielen Wöchnerinnen wird der Aufenthalt im Krankenhaus dadurch erleichtert.

Die Wohlfahrtspflege der Stadt wird auf weite Sicht eingestellt werden müssen. Wir werden uns immer wieder vor Augen halten, daß durchgreifende schnelle Hilfe zur rechten Zeit der Allgemeinheit wieder zugute kommt. Nicht erst den Menschen verkommen lassen und ihn dann durch Almosen vor dem Hungertode schützen. Nein, durch rechtzeitig eingreifen ihn wieder auf sich selbst stellen, muß Aufgabe einer zielbewußten Wohlfahrtspflege sein. In dieser Erkenntnis haben wir führend an der Ausgestaltung unserer Wohlfahrt gearbeitet.

Besondere Fürsorge und Pflege gilt es aber unseren Kindern und der heranwachsenden Jugend zu widmen. Ausbau der Krippen, Kindergärten und Horten. Müßten doch im letzten Winter 40 Proz. der sich meldenden Kinder wegen Ueberfüllung abgewiesen werden. Wieviel schlimmer wird es im herannahenden Winter mit seiner gesteigerten Not werden! Immer noch muß ein großer Teil der Schulkinder wegen Untauglichkeit zurückgestellt werden. 50 Proz. der Schulkinder sind unterernährt und gesundheitlich gefährdet. Der Erholungsfürsorge werden wir in den nächsten Jahren unsere größte Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Bisher sind nur etwa 5 Proz. der Schulkinder versichert worden, und doch brachte eine bürgerliche Stadtverordnete es fertig, die fernere Notwendigkeit der Kinderversicherung in Zweifel zu ziehen!

Auf allen Gebieten der Kultur und Wirtschaft wird es im Interesse der breiten Schichten der Bevölkerung nur unter dem starken Einfluß der Sozialdemokratie und nicht zuletzt der Frauen vorwärts gehen.

Zum Schluß sei gesagt ein Wort von Luise Zieg, das heute noch so wahr ist, wie im Jahre 1912: Verächtlich die pflichtvergessene Mutter, die saule und feige Hausfrau, die gleichgültige Arbeiterin, die durch ihre Teilnahmslosigkeit beim Wahlkampf die Gelegenheit zu versäumen, im Interesse ihrer Familie und ihrer Klasse zu wirken. Ein Bravo der tapferen unerschrockenen Klassenkämpferin, die durch treue Pflichterfüllung, durch begeisterte Teilnahme am Wahlkampf eine gründliche Abrechnung mit den Feinden des Volkes, einen glänzenden Sieg der Sozialdemokratie vorbereiten hilft.

Heute treten wir als Gleichberechtigte mit den Männern an die Wahlurne. Die Frauen bilden die Mehrzahl der Wähler. Sie werden, wenn sie ihr Wahlrecht nutzen, ausschlaggebend für die Wahl sein. Sorgen wir dafür, daß ihr von uns erkämpftes Wahlrecht nicht dazu benutzt wird, um denen in den Sattel zu helfen, die niemals für die Rechte der Frauen eingetreten sind. Fühlen wir die ganze Schwere der Verantwortung und arbeiten wir dafür, daß eine sozialistische Mehrheit in das Stadtparlament einzieht, dann werden die Interessen der Bevölkerung zu ihrem Rechte kommen!

Klara Beyl.

Frauenkonferenzen.

Von Mathilde Wurm.

Dem diesjährigen Parteitag in Heidelberg waren zwei Anträge zugegangen, die sich mit den Frauen beschäftigten. Der eine kam aus Steintin und stellte sich in seinem ersten Teil auf den „grundständlichen Standpunkt“, daß die „mit dem Parteitag parallel laufenden Frauenkonferenzen nicht notwendig“ seien, der zweite — von Wellmann und Genossen — spricht in seinem später zurückgezogenen ersten Absatz aus, daß „selbst in weitesten Arbeitnehmerkreisen, besonders unter den Frauen, mit dem Geist des Krieges noch nicht gebrochen ist“.

Diese beiden Anträge befragen, was bewußt oder unbewußt die Meinung dieser Parteigenossen ist. Einerseits soll jede besondere Berücksichtigung der Frauen innerhalb des Parteirahmens wegfallen, weil sie formal Gleichberechtigte sind, andererseits wird ihnen eine stärkere Rückständigkeit als dem Mann zur Last gelegt. Dieses letztere müßte logischerweise zur Forderung einer besonderen auf die Frau eingestellten Aufklärungsarbeit führen. Damit hat aber auch im Gegensatz zu dem Steintiner Antrag schon die Einberufung von Reichsfrauenkonferenzen neben den allgemeinen Parteitag ihre Begründung und Rechtfertigung erfahren. Denn was wäre wohl geeigneter, von einer zentralen Stelle aus den Frauen Aufklärung und starken Antrieb für Art und Umfang ihrer Propagandaarbeit unter ihren Geschlechtsgenossinnen zu geben, als eine Frauenreichskonferenz, die allein imstande ist, gleichzeitig alle diejenigen zu erfassen, die an erster Stelle berufen sind, diese schwierige Arbeit durchzuführen. Wie werden Parteitage, deren Aufgabe es sein und bleiben muß, die prinzipielle Haltung der Partei politisch und ökonomisch zu bestimmen, Zeit finden, sich mit dem Problem der Frauenbewegung zu beschäftigen. Und doch ist es noch auf lange Zeit hinaus auch für die Partei eine unabwiesbare Notwendigkeit, der Gewinnung der Frau für den Sozialismus einen besonderen Platz einzuräumen.

Denn so einfach vollzieht sich die gesellschaftliche Entwicklung nun einmal nicht, daß die Tatsache der politischen Gleichberechtigung die Frau in ihrer großen Masse, in den wenigen Jahren, seitdem sie das Wahlrecht besitzt, dem Manne in geistiger Durchdringung politischer, wirtschaftlicher und sozialer Zeit- und Zukunftsfragen schon völlig zur gleichen gemacht hätte.

Wie sollte die Frau in knapp sieben Jahren erlernen, was große Teile der Arbeiterchaft trotz 60 Jahren intensiver sozialistischer Werbearbeit nicht erfaßt haben, obwohl die Männer ausnahmslos von früher Jugend an die ganze Unfreiheit und Abhängigkeit vom Kapitalismus in täglicher Fronarbeit durchkosten müssen, indes die weibliche Arbeiterchaft doch immer erst ein Drittel bis ein Viertel der männlichen ausmacht.

Schauen wir rückwärts auf die Entwicklung der Frauenbewegung, so lehrt sie uns, wie unendlich schwer die Frauen haben ringen müssen, um, nachdem sich die ökonomische Umwandlung ihrer Stellung von der Hausfrau zur produktiv tätigen und unentbehrlichen Arbeitskraft längst vollzogen hatte, auch ihren politischen Ausdruck zu finden. Das geschah zuerst im Vereinsgesetz von 1903, das der Frau das politische Vereins- und Versammlungsrecht gab und ihr den Weg zur öffentlichen politischen Tätigkeit freigab. Zehn Jahre später erhielt sie — 1918 — das gleiche Wahlrecht. 1908 mußte der Klassenstaat die ökonomisch mündig gewordene Frau politisch mündig sprechen, wenn auch in der Hoffnung, sie seinen reaktionären Zwecken dienstbar zu machen. 1918 bewies demselben Staat eine revolutionäre Arbeiterchaft, daß die Dinge ihre eigene Logik haben und der freien politischen Betätigung notwendig auch das politische Wahlrecht folgen mußte.

Aber ökonomisch und sozial verlangsamte sich der Fortschritt der Frau außerordentlich, weil — der Mann in seiner übergroßen Mehrheit ökonomisch und sozial dort stehen blieb, wo er seit Jahrhunderten gestanden hatte. Er sieht noch heute das Eindringen der Frau in die außerhäusliche Erwerbsarbeit mit sehr gemischten Gefühlen an und steht dem gleichen Recht der Frau auf Erwerbsarbeit ohne Rücksicht auf Familienstand und Erwerbsbedürftigkeit innerlich ablehnend gegenüber.

Aber alle unsere Parteigenossen bedauern ausnahmslos die Rückständigkeit der Mehrzahl der Frauen des Proletariats. Doch sie denken nicht daran, daß gleich ihnen selbst auch ihre Frauen und Töchter das Produkt der gesellschaftlichen Umgebung ihrer Klasse sind. Das heißt mit anderen Worten: die Erkenntnis der Frauen für ihre Lage ist nicht Sache der Frauen allein, sondern gemeinsame Klassenangelegenheit. Sollen sich die Frauen ändern, müssen die Männer das gleiche tun. Sie zuerst mühten den Frauen helfen, jene von den Männern so hoch geschätzten Tugenden der Anspruchslosigkeit, Nachgiebigkeit, Unterwürfigkeit und — weiblichen Unselbständigkeit aufzugeben, weil dies Tugenden von Sklaven sind, die noch nicht zum Selbstbewußtsein erwachten. Was im häuslichen und oft auch im Parteilieben noch immer als Tugend gilt, ist im öffentlichen Leben festeste Stütze der Reaktion. Darum helfe der Mann, ist es ihm ernst mit der Umwandlung der Gesellschaft, der Frau zu ihrer Befreiung von Eigenschaften, die einem vergangenen Gesellschaftsideal entsprechen. Fourlier hat vor mehr als hundert Jahren gesagt: „In jeder Gesellschaft ist der Grad der weiblichen Emanzipation das natürliche Maß der allgemeinen Emanzipation.“ Um für heute die Richtigkeit dieses Ausspruches zu beweisen, brauchen wir nur an den Vorwurf zu erinnern, daß die Frauen schuld seien am Ausgang der Präsidentenwahl, und auch an ihre trotz aller furchtbaren Erfahrung noch immer vorhandene Kriegsbegeisterung, an ihren mangelnden aktiven Friedenswillen, der in der ruhigen Hin- und hernahme, ja sogar in ihrer Zustimmung zu der Zugehörigkeit ihrer Kinder zu allen möglichen militaristischen, nationalistischen und pseudopatriotischen Vereinen zum Ausdruck kommt. Dagegen kämpft vorerst nur eine verhältnismäßig kleine Schar von klar sehenden Frauen an, und sie bedarf zu ihrer Unterstützung unbedingt der Hilfe der Männer, einmal in der Richtung, daß diese selbst ein Beispiel geben, zum anderen in der praktischen Unterstützung ihrer Pionierarbeit, wozu auch selbstverständlich Frauenkongresse gehören.

Wenn Parteigenossen Einspruch gegen diese Mittel erheben, so sind ihre Beweggründe gewiß die besten. Aber sie verkennen dabei nicht nur ihren eigenen Anteil, den sie an der Befreiung der Frau haben, sondern sie unterschätzen auch die diese Befreiung vorbereitenden Mittel, die mit darin bestehen, den Frauen innerhalb der Partei jene Bewegungsfreiheit zu geben, die sie brauchen, um den für ihre Werbetätigkeit unter ihren weiblichen und männlichen Klassen-genossen unerlässlichen moralischen Mut, innere Festigkeit und Wissen zu gewinnen.

So betrachtet, gewinnen unsere Frauenkonferenzen eine höhere und schönere Bedeutung, indem sie das Recht der Frauen auf eigene Entwicklung anerkennen. Und diese Konferenzen werden ihren Wert behalten auch dann, wenn unser nächstes Ziel, eine stärkere Anteilnahme der Frauen an der Gedankenwelt des Sozialismus wie an seinen konkreten Zielen, erreicht sein wird.

Sind wir uns längst darüber klar, daß wir nicht warten dürfen und nicht warten wollen, bis der Zukunftsstaat uns alle von unseren unsozialen Eigenschaften befreit, bemühen wir Sozialisten uns unablässig, durch Selbsterkenntnis uns zu sozialen Gliedern der Gesellschaft zu formen, so beschreiten wir damit den Weg zu jener erstrebten Kultur, die auch das Recht des anderen gelten läßt und nicht in über Gleichmacherel das höchste Ziel gesellschaftlicher Entwicklung sieht.

„Das Kind ist gut“.

„Ich muß glauben, daß Kinder von anderem Blut, ja von anderer chemischer Beschaffenheit sind als Erwachsene. Es sind Geschöpfe, so fremd unserer Art, wie wir vielleicht den Tiefsee-Organismen. Bis zum fünften, zum siebenten Lebensjahr eisenhafte, unbegreiflich hohe Kreaturen, reine, zarte, gute Wesen, wundervoll entwickelbar. Mit einem Male werden sie Menschen. Was das heißt, wissen wir; auf einmal dann Menschen, ganz gewöhnliche Menschen, zwölf im Duzend, festlich im Schoß, leer, dumm, stumm, hoffnungslos und gottverlassen. Wieso kommt das? Wieso geschieht es? Woher der Knacks? Auf welche Weise verschwindet der Kristall und wird zu Fensterglas? Wann? Mit welchem Tag beginnt es? Aus welcher Ursache? Darüber könnte man sich zu Tode denken.“

Aus Jacob Wassermanns Roman: „Laudin und die Seinen.“

„Verführung“ und Strafrecht.

Von Henni Lehmann.

Wenn wir davon sprechen, daß ein Mädchen „verführt“ wird, so verstehen wir im allgemeinen darunter, daß ein Mann ein Mädchen, das bis dahin noch nicht Geschlechtsverkehr hatte, dazu veranlaßt, diesen mit ihm zu vollziehen. Darüber hinaus hat das Wort „verführen“, allgemein angewendet, die Bedeutung der Verleitung zum Unrecht. Und diese Empfindung haben wir auch, wenn wir im obigen Sinne von Verführung eines Mädchens reden, sei es, daß wir das Unrecht in dem Verstoß gegen die Sitte oder gegen das Mädchen selbst im Auge haben.

Das Mädchen erscheint uns dabei als die Schwache, die dem andern zu eigenem Schaden nachgegeben hat. Unsere Strafgesetzgebung hat es an verschiedenen Stellen als Pflicht angesehen, Verleitungen anderer zu unrechten Handlungen unter Strafe zu stellen, besonders, wenn diese anderen aus irgendeinem Grunde nicht recht widerstandsfähig waren, etwa infolge einer geistigen Krankheit oder aus anderen Gründen. Der Verführung zum außerehelichen Geschlechtsverkehr hat darüber hinaus das geltende Recht nur in sehr beschränktem Maße einen Schutz der jungen Mädchen durch Strafbestimmungen gegenübergestellt. Es bedroht den Verführer mit Strafe, wenn das betreffende Mädchen zwischen 14 und 16 Jahren alt ist und, wie das Gesetz es nennt, „unbescholten“. Wer mit Kindern unter 14 Jahren den Beischlaf vollzieht, ist unbedingt strafbar.

Unter unbescholten wird dann bei der Fällung des Urteils meist verstanden, daß nicht vorher schon irgend jemand mit dem Mädchen den Beischlaf vollzogen hat. Wenn also ein vierzehnjähriges Mädchen in seiner Dummheit sich von irgend jemand hat mißbrauchen lassen — gerade ältere Männer suchen manchmal mit Vorliebe diese ganz jungen Mädchen auf — dann kann später jeder andere ungestraft das gleiche tun, wenn er das Mädchen durch Geschenke, durch Versprechungen oder sonstwie sich gefügig macht. Das ist solch einem halben Rinde gegenüber oft nicht schwer. Deshalb hat man von Frauenseite immer wieder verlangt, daß die Altersgrenze für den Schutz der Mädchen anders angesetzt wird, indem der Beischlaf mit Mädchen unter 16 Jahren unbedingt unter Strafe gestellt wird.

Das würde ganz folgerichtig in Übereinstimmung damit sein, daß Mädchen auch nicht vor dem vollendeten 16. Jahre heiraten dürfen. Wenn mit ihnen der eheliche Beischlaf nicht vollzogen werden darf, so dürfte es noch viel weniger der außereheliche. Und entsprechend der Heraushebung des dann absolut geschützten Alters müßte das Alter, in dem eine „Verführung“ strafbar ist, von 16 auf 18 Jahre erhöht werden. Auch das ist eine alte Frauenforderung, und auch sie ergibt sich eigentlich selbstverständlich aus den geltenden Rechtsbestimmungen anderer Art. So betrachtet das Strafgesetz Jugendliche unter 18 Jahren nicht als voll verantwortlich, sie unterstehen den besonderen Bestimmungen des Jugendgerichtsgesetzes, die mehr Erziehung als Strafe im Auge haben. Wenn aber diese jungen Menschen eben noch nicht voll verantwortlich sind wie andere, ältere, dann müssen sie doch allgemein als weniger widerstandsfähig angesehen werden.

Wir haben gegenwärtig einen neuen Entwurf zum Strafgesetz, der in wesentlichen Grundgedanken zurückgeht auf den Entwurf des Genossen Kadbruch vom Jahre 1922. Aber es ist da manches hineingebracht worden, das durchaus noch der Verbesserung bedarf. Dazu gehören die erwähnten Bestimmungen über das zu schützende Alter der Mädchen. Der neueste Entwurf von 1925 hält leider an den jetzt geltenden Altersgrenzen, unbedingte Strafbarkeit bei Verkehr mit weniger als vierzehnjährigen, bedingte bei Verführung von 14- bis 16jährigen, fest. Er hat nur eine einzige Verbesserung gebracht, indem er Verführung auch dann annimmt, wenn das Mädchen nicht im früheren Sinne unbescholten ist, also etwa schon einmal Geschlechtsverkehr gehabt hat. Aber er setzt doch immer voraus, daß das Mädchen „verführt“ wurde.

Der neue Entwurf gibt in einer ausführlichen Begründung an, daß die Mädchen nicht über 16 Jahre hinaus vor dem außerehelichen Beischlaf geschützt zu werden brauchen, da sie dann auch heiraten dürfen. Dabei ist übersehen, daß sie zur Heirat durchaus nicht frei sind, sondern der Zustimmung der Eltern oder Vormünder bedürfen. Da ist es nicht logisch, ihnen den außerehelichen Verkehr ganz frei zu geben.

Die Frauen des Proletariats sollten sich um diese Frage kümmern und ihre Kraft einsetzen, um eine Milderung der Bestimmungen herbeizuführen. Es sind fast ausschließlich Mädchen aus proletarischen Kreisen, die so gefährdet sind.

Erwerbsarbeit und Schwangerschaft.

Unter diesem Titel hat der Deutsche Textilarbeiterverband vor kurzem reichhaltiges Material über die Lage der schwangeren Arbeiterinnen in der deutschen Textilindustrie herausgegeben.*) Die umfassende Arbeit, die hier geleistet worden ist, verdient das Interesse aller Proletarierinnen. Seit 1922 hat der Verband sich eingehend mit dieser Frage beschäftigt und seitdem ständig die Öffentlichkeit alarmiert. In Preußen hat diese Arbeit bekanntlich bereits

*) Textil-Praxis, Verlagsgesellschaft, Berlin.

zu gewissen Erfolgen geführt. Weit über die Kreise der Arbeitererschaft hinaus wird der Versuch gemacht, diese furchtbare Geißel des kapitalistischen Systems zu bekämpfen. Die Berliner Medizinische Gesellschaft hat die Forderungen des Textilarbeiterverbandes übernommen und sich mit einer Eingabe an den Reichstag gewandt; ein großer Ärztekongreß in Wien hat entsprechenden Beschlüssen zugestimmt. In fast allen deutschen Landesparlamenten stehen diese Forderungen zur Diskussion und in der Tat ist das Material, das hier zusammengetragen ist, geradezu erschütternd.

Das kleine Buch enthält eine große Anzahl von Bildern, die die schwangeren Frauen bei der Arbeit darstellen. Schon der Laie erkennt aus ihnen sofort, welche große Beschwerden die einzelnen Handgriffe den Arbeiterinnen verursachen müssen. Ärztliche Gutachten haben festgestellt, daß das Strecken und Drücken des Leibes an der Maschine, das stundenlange Stehen, das Hin- und Herlaufen von einem Ende des Webstuhles zum anderen, das rasche Drehen von Rädern, das schwere Heben von Wolle und Stoffen, das gespannte Aufpassen die schwersten Gefahren herbeiführen. Sehr häufige Erscheinungen sind Frühgeburten, Verlagerungen nach der Geburt, Blasenentzündungen, Nierenleiden, nervöse Ueberreizung infolge zu scharfen Aufpassens und anderes mehr.

Diese Methode der Beobachtung der Frauen bei der Arbeit, der ärztlichen Gutachten und der statistischen Erfassung muß am besten dazu geeignet sein, diesen unerträglichen Zuständen ein Ende zu bereiten. Zwei Drittel, der in der deutschen Textilindustrie beschäftigten Arbeiter gehören dem weiblichen Geschlecht an. 40 Proz. dieser Frauen sind verheiratet. Diese ungeheure Anzahl von Frauen muß also die schlimmsten körperlichen Qualen erleiden, um schließlich kranke Kinder zur Welt zu bringen. Ein Vergleich mit anderen Staatsapparten lehrt, daß die Sterblichkeitsziffer bei den kinderreichsten Frauen mit niedrigstem Einkommen am größten, bei den begüterten Frauen mit niedriger Kinderzahl am kleinsten ist. Diese Zahlen allein zeigen schon die ungeheure ungerechte Lastenverteilung; das vom Textilarbeiterverband vorgelegte Material muß uns von neuem dazu anfeuern, nicht eher zu ruhen, bis überall im Lande der schwangeren Arbeiterin menschenwürdige Arbeitsbedingungen in den ersten Monaten der Schwangerschaft und hinreichender Schutz in den letzten Monaten vor und den ersten Monaten nach der Geburt gesichert sind. Die Sozialdemokratie führt seit Jahren diesen Kampf; angesichts des unendlichen Frauenleids, das sich hinter den trockenen Berichten dieser Broschüre verbirgt, muß sie auf die tätige Unterstützung aller Frauen rechnen.

Dora Fabian.

Lebenskameradin.

Die Familie ist der kleinste, aber innigste der Gemeinschaftskreise, aus denen das Zusammenleben besteht. Sie ist die letzte Zelle aus der das große Ganze seine Lebenskraft nimmt. Doch wie behandelt der Kapitalismus die Familie? Wie nimmt er ihr nicht nur auf überlange Arbeitsstunden den Mann und Vater, sondern in ungezählten Fällen auch die Mutter, ohne deren Sorgen daheim Familie nicht möglich ist. Wie löst der Kapitalismus die Familie in engen Wohnungen haufen ohne Lust und Licht und ohne Freude. Wie enthält er der proletarischen Familie die Wohnkultur vor, die Kunst daheim, die Schönheit, weil der Lohn meist kaum für die dürftigste Ernährung reicht. Da kann wahrhaftig Familie im tiefsten und edelsten Sinne nicht sein, und recht niedrig muß doch der über Familie denken, der diesen traurigen Einfluß des Kapitalismus auf die Familie nicht sieht und der Sozialdemokratie mit ihrem Aufgabengedanken noch Zerstörung der Familie vorwirft.

Und doch kann die proletarische Familie einen hohen Kulturwert in sich bergen, trotz alledem! Und wenn die Sorge auch manche Stunde der Verbitterung bereitet und wenn es auch tausendmal am nötigsten für die Kultur der Familie fehlt: gerade deshalb müßte die proletarische Familie stets eins sein: Kampfesgemeinschaft. Mann und Frau müssen sein Kampfgenossen, gerade weil sie immer und immer wieder in ihrer Familie fühlen, wie ungerecht das Leben ist, weil es Klassen hat, von denen die eine hat und die andere darbt.

Aber gehen hier Mann und Frau immer gleichen Schritt? Ist die proletarische Frau immer die Lebenskameradin, die Schulter an Schulter mit dem Manne kämpft? Der Sozialismus soll der Frau wie der Familie die Befreiung bringen, aber gerade die Frau ist nur zu oft die schlimmste Gegnerin des Sozialismus, weil sie dem Kampfe der Arbeiterklasse gleichgültig, teilnahmslos gegenübersteht und so oft die proletarische Bewegung durch ihr Verhalten geradezu hemmt.

Wie manchmal ist es die Frau, die vom Bezuge des Arbeiterblattes abhält! Wie manchmal ist es die Frau, die der Zahlung der Partei- und Gewerkschaftsbeiträge im Wege steht!

Erst wenn die Frau Kampfgenossin des Mannes geworden, ist der wirkliche Keim zur Kultur der Familie gelegt. Dann enthält die proletarische Familie eine Harmonie der Interessen, die blindet und eint. Dann wird auch die Familie zur vollen Trägerin des großen gesellschaftlichen Kampfes, aus dem allein die Befreiung der Familie werden kann.

D. G. S.

Abendlied.

Von Max Barthel.

Nun flammen wieder Stern an Stern
Die Mondesichel schneidet
Vom Felde ab das Bitterkraut,
Das uns den Tag verleidet.

Im Glanz, der übermächtig flammt,
Muß sich die Seele finden
Und unter schmalem Sichelmond
Die Siegeskränze binden.

Es ist der Tag mit viel Geschrei
Und lauf vorbeigezogen,
Nun hängt er seine Harfe auf
Im goldenen Sternbogen.

Gib mir, o Liebste, deinen Mund!
Wenn meine Augen dunkeln,
Laß aber meinen Feiertag
Die schönen Sterne funkeln . . .

Sabel.

Von Artur Schopenhauer.

Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich an einem kalten Wintertage recht nahe zusammen, um durch die gegenseitige Wärme sich vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfanden sie die gegenseitigen Stacheln, was sie dann wieder voneinander entfernte. Wann nun das Bedürfnis der Erwärmung sie wieder näher zusammenbrachte, wiederholte sich jenes zweite Uebel, so daß sie zwischen beiden Leiden hin und her geworfen wurden, bis sie eine mäßige Entfernung herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten.

So treibt das Bedürfnis der Gesellschaft, aus der Leere und Monotonie des eigenen Inneren entspringen, die Menschen zueinander; aber ihre vielen widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler stoßen sie wieder voneinander ab. Die mittlere Entfernung, die sie endlich herausfinden, und bei welcher ein Besamensein bestehen kann, ist die Höflichkeit und feine Sitte. Dem, der sich nicht in dieser Entfernung hält, rüft man in England zu: keep your distance! — Vermöge derselben wird zwar das Bedürfnis gegenseitiger Erwärmung nur unvollkommen befriedigt, dafür aber der Stachel der Stacheln nicht empfunden. — Wer jedoch viel eigene, innere Wärme hat, bleibt lieber aus der Gesellschaft weg, um keine Beschwerde zu geben, noch zu empfangen.

Die Sage vom Herkules.

Von August Strindberg.

Herkules hatte seine sechs Wunder vollbracht und machte sich nun an das siebente, welches in der Reinigung des Augiasstalles bestand. Dies war zwar nicht die anstrengendste, dafür aber die unangenehmste Arbeit; denn in besagtem Stalle hausten seit dreißig Jahren dreitausend Ochsen, ohne daß seitdem eine reinigende Faust dazwischen gefahren wäre. Erst versuchte er es mit Schaufel und Besen, da erscholl ein Gebrüll von — denkt euch — dreitausend Ochsen: „Laß unseren Mist liegen, das ist unser Mist!“

„Das schert mich den Teufel,“ sagte Herkules und begann auszumisten. „Wir wollen unseren Mist behalten!“ brüllten die Ochsen und zeigten ihm die Hörner; doch Herkules schlug ihnen mit der Schaufel um die Ohren, so daß sie schwiegen, und arbeitete, ungeachtet des umherliegenden Schmutzes weiter.

„Seht den Schweinepelz!“ höhnten die Ochsen. „Ihr seid Schweinepelze,“ antwortete Herkules, „denn nicht ich, sondern ihr habt die Schweinerei hier verursacht, und es ist nicht meine Schuld, daß ich beschmutzt werde, wenn ich euch anrühre.“

Die Ochsen schwiegen, doch nun trochen die Mistkäfer, welche in den Excrementen hausten, hervor. „Laß unseren Mist liegen,“ brummten sie.

„Das ist nicht euer, sondern der Ochsen Mist,“ sagte Herkules. „Ja, aber wir frieren, wenn du ihn wegnimmst.“

„Dann arbeitet und ihr werdet nicht mehr frieren.“ Und sie arbeiteten. Am Abend aber, da Herkules schlief, wälzten sie den ganzen Mist wieder in den Stall zurück, den er am Tage fortgeschaukelt, und am Morgen sah alles aus wie zuvor.

Wie Herkules das sah, wurde er zornig: „Hier kann nichts anderes helfen, als den ganzen Stall unter Wasser setzen!“ rief er. Als die Ochsen von Wasser hörten, das sie seit dreißig Jahren nicht mehr gesehen, wurden sie rasend und brüllten so laut, daß die Mistkäfer, welche sonst nur im Dunkeln herauskamen, aufflogen und Schutz auf ihren Rücken suchten. Doch Herkules ließ sich nicht abschrecken; eine Rinne zum nahen Fluß grabend, setzte er den ganzen Stall unter Wasser.

„Er ist ein Volksfeind,“ brüllten die Ochsen, „er will die Gesellschaft stürzen; er will die ganze Welt überschwemmen.“

„Das ist nicht wahr!“ antwortete Herkules, „er will nur den Schmutz fortspülen; und ein Volksfeind ist er auch nicht, aber ein Feind von Ochsen und Mistkäfern.“

Als alles rein war, legte sich Herkules nieder, um zu ruhen. „Wie sollen wir uns rächen,“ beratschlagten die Ochsen. „Haben wir keine Waffen? Unsere Hörner fürchtet er ja nicht.“ „Wir werden ihn mit Dreck bewerfen!“ riefen einige. „Dann wäscht er sich ab,“ antworteten andere. So kamen sie nach langem Hin und Her und nachdem jeder seinen mehr oder minder weisen Rat dazugegeben, zu dem betrübenden Schlusse, daß sie keine Waffen gegen Herkules hatten. Doch ein Mistkäfer, welcher die ganzen Verhandlungen mit angehört, hatte eine Idee. „Seht ihn unter Wasser, wie er es mit unserem Stalle gemacht hat.“ „Ja, das wäre schon etwas; aber woher das Wasser nehmen?“ Der Mistkäfer klüfferte einem Ochsen etwas ins Ohr, dieser wiederum sagte es seinem Nachbarn, und bald wußten alle Ochsen, woher das Wasser zu nehmen sei.

Von einer schmutzigen Flut umgeben, erwachte Herkules, doch aus leicht begreiflichen Gründen versiegte diese bald, und Herkules war wieder auf dem Trocknen. Er ging in den Stall und schwang die Keule. Doch besann er sich wieder: „Man schlägt keine Maus mit der Keule. Ihr hättet auch wohl reines Wasser nehmen können, wie ich es gegen euch gebrauchte. Aber was ist da zu machen! Ochsen bleiben allezeit Ochsen. Wenn ich euch schläge, weil ihr so lumpig euch an mir gerächt, so kommt nicht hinterher und sagt, daß ich mich wieder an euch gerächt. Ich räche mich nicht, ich züchtige.“

Damit schlug er alle Ochsen auf den Boden, alle dreitausend. Aber die Mistkäfer ließ er unbeachtet.

Der zerstreute Professor.

Es war einmal ein Professor,
Der war so unendlich zerstreut —
Die allerwichtigsten Sachen
Bergaß er von gestern auf heut.

Und als eines schönen Tages
Der gute Professor beschloß,
In den Stand der Ehe zu treten,
Beil ihn das Alleinsein verdross,

Geschah's, daß am anderen Morgen
Der unglückselige Mann
Auf seinen erst gestern gefaßten
Entschluß sich vergeblich besann.

Ihm war von der ganzen Geschichte
Erinnerlich nur noch das:
Er wollte in etwas treten;
Doch wußte er nicht mehr in was.

Dito Sommerkorff.

Scherz und Ernst

Stinnes in Liquidation. Stinnes jr. zu den Arbeitern: „In unserem Aufstieg haben wir euch leider nicht beteiligen können — nehmt wenigstens an unserer Pleite teil!“ (Simplificissimus.)

Vom „Arizona-Kicker“. Eines Tages trat ein Mann in die Redaktion des „Arizona-Kicker“. Einen Revolver hatte er in der Hand, der zweite steckte im Gürtel. Er rollte schrecklich seine blutunterlaufenen Augen und wollte den Redakteur sprechen.

„Der Redakteur ist nicht hier,“ antwortete der Bureaufunge. „So!“ schrie der Besucher und legte seinen Revolver auf den Tisch. „Wo ist er denn?“

Der Junge sah den Fremden offen an. „Er ist zu einer Beerdigung.“ „Ach nein! Wer wird denn begraben?“

„Ein Mann, der neulich hier war und den Redakteur sprechen wollte.“

Der Besucher dachte ein Weilchen nach, dann nahm er den Revolver vom Tisch und ging.

Der Kinderwagen. Ein hübsches junges Mädchen, ansehend in anderen Umständen befindlich, geht in Gedanken verfunken im Albertpark in Dresden spazieren. Es begegnet ihr ein von Langleweile gepogter Schutzmann. Einer von den gemüthlichen. Sie schrat zusammen, als er sagte: „Freilein, hier dürfen Sie nicht mit'n Kinderwagen fahr'n.“ — „Aber ich habb doch gar geen'n,“ sagt das Fräulein erröthend. — „Nu, lass'n Se's man gut sin, Freilein, ich wollt's Ihn' bloß sag'n: wenn's so weit is, dann wissen Se Bescheid.“

Zweierlei Auffassung. „Ich kann Ihnen aber das Zimmer nicht vermieten, wenn Sie keine Empfehlungen haben.“ — „Empfehlungen? Ich sage Ihnen, liebe Frau, meine letzte Wirtin hat geweint, als ich ausgezogen bin.“ — „Das kann mir nicht passieren: bei mir müssen Sie die Miete im voraus bezahlen!“

Kind und Puppe. Lieschen hat zu ihrem Geburtstag eine Puppe von Mama erhalten. Lieschen untersucht die Puppe sehr genau und entdeckt plötzlich, daß auf der Hinterseite geschrieben steht: Mark 1,75. — Triumphierend erzählt sie Klein-Gretchen diese interessante Entdeckung. Klein-Gretchen dreht sich um, hebt das Kleiden hoch und sagt: „Sieh doch mal nach, was ich kostet!“ (Simplificissimus.)